Rolf F. Nohr

Medien(a)nomalien. Viren, Schläfer, Infiltrationen

Wie kann etwas nicht Sichtbares wie ein Virus ›augenscheinlich‹ oder ›offensichtlich‹ sein? Die Frage nach der Evidenz des Viralen ist vor allem eine Frage nach dem Sichtbarwerden. Und die Frage nach dem Sichtbarwerden innerhalb des beispielsweise Fernsehens ist damit auch eine Frage nach den generellen Effekten der Visualisierungsstrategien eines Bildmediums. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Beobachtung eines ›virulenten‹ Diskurses innerhalb populärkultureller Formationen, die sich mit Mikrostrukturen wie dem Viralen, dem Bakteriellen oder allgemein: mit dem Mikroskopischen auseinandersetzen. Kinofilme wie Outbreak (Wolfgang Petersen, USA 1995), Fernsehserien wie Akte X (Chris Carter, USA 1993-2002), Bücher wie Richard Prestons COBRA (Knaur 2001) oder Hot Zone (Knaur 1995), Computerspiele wie Resident Evil und seine Kinoadaption (Resident Evil, Paul W.S. Anderson, USA 2002) thematisieren die Angst vor und den Kampf gegen einen mikroskopischen und unsichtbaren, dezentralisierten und ›rhizomatischen‹ Feind. Natürlich ist dieser ›Feind‹ nicht nur eine mediale Konstruktion, ein Narrativ oder ›mythisches System‹. Er hat auch eine konkrete Weltlichkeit. AIDS, Ebola, Pest, Prionen (speziell die langsam wirkende Viren des

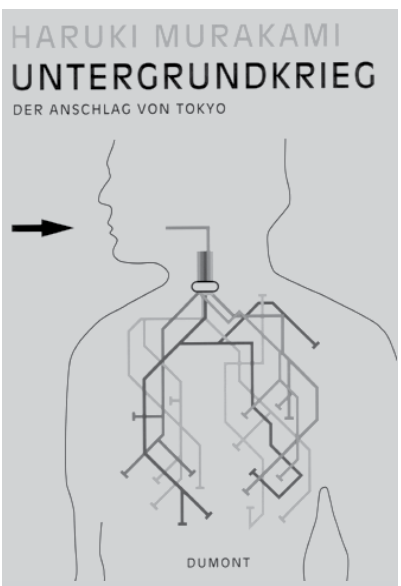


Abb.1: Grafik zur Infektion mit Milzbrand

Abb2.: Coverzeichnung zu Haruki Murakamis Dokumentation der Sarin-Anschläge in der Tokioter U-Bahn.

Creutzfeld-Jacob-Syndroms), SARS, die asiatische Vogelgrippe, Bazillen, Bakterien und Parasiten (zeckenübertragene Kinderlähmung) – aber eben auch ›Parasiten‹ im übertragenen Sinne (›linke Zecken‹) sind ›reale‹ Bestandteile von Kultur und Sprache. Allen gemein ist der apokalyptische Anklang ›der Seuche‹. Mit der Seuche jedoch kommt auch die regulierende Funktion der Diskurse und Dispositive, die ideologische Macht der Sprache ins Spiel.

»Die Existenz zahlreicher Techniken und Institutionen, die der Messung, Kontrolle und Besserung der Anormalen dienen, hält die Disziplinierungsverfahren am Leben, die einst von der Furcht vor der Pest herbeigerufen worden sind« (Foucault 1994, 256).

Diesen Feind, dieses Andere möchte ich umfassen mit dem Begriff des Viralen.◂1 Das Beispiel des medial Viralen führt en passant zu anderen Phänomenen. So wird darüber nachzudenken sein, was überhaupt ein Diskurs des Viralen ist oder was Viren mit der Darstellung unseres Selbst zu tun haben. Darüber, dass der Computer eigentlich gar kein Bildmedium ist – und zu guter Letzt auch darüber, was Evidenz als medieninduzierter und gestützter Effekt sein kann. Denn es geht mir auch darum aufzuzeigen, wie ein Medium seine Bilder generiert, bedeutungsmächtig macht – und wie wenig dieser Prozess ein Vorgang der Instanz des Mediums ist, sondern vielmehr als eine Rückkoppelung eines Artikulationsfeldes in eine diskursiv organisierte Struktur zu lesen sein wird. Es geht also vorrangig um Politiken der Bezeichnung, um die Politisierung von Begriffen (beispielsweise aus der Biologie) und um die Strategien der Dekontextualisierung von Sprache. Nicht das Medium macht das Virale evident – der Diskurs materialisiert sich und variiert sich im Medium. Als Abstract meiner These könnte also postuliert werden, dass ich zeigen möchte, inwieweit die Sprachform oder der ›Sprechakt‹ des technischen Bildmediums neben vielem anderen auf dem System der Wiederholungen oder besser: der Iterationen basiert. Iterationen oder bildliche ›Stereotypen‹ sind die sprachlichen Einübungsformen, die das Bildmedium lesbar, verstehbar machen. Wenn nun, wie vermutet (und keineswegs nur von mir◂2) die Wiederholung eine der Strukturprinzipen des zeitlich erstreckten technischen Bildes ist, so muss es natürlich auch einen Nullpunkt geben, einen Punkt, an dem das Symbolische zum ersten Mal manifest wird. Diesen Punkt möchte ich als ›Anomalie‹ bezeichnen. An bestimmten Stellen und zu bestimmten Zeitpunkten werden die ritualisierten Sprechweisen des Mediums brüchig. Eine Anomalie ist somit zunächst eine Abweichung von der Regel. An den Orten der Regelverletzung taucht etwas vorgeblich ›Neues‹ auf, etwas nicht ›Geregeltes‹; eben Medienanomalien. Diese Anomalien oder Erstverwendungen sind nun aber meistenteils eben nicht genuine ›Erfindungen‹ des Mediums, sondern entstammen ei-

nem bereits etablierten Diskurssystem. Das heißt, das symbolische System des Mediums orientiert sich stark an kommonsensualen Strukturen, die verbal, skriptoral, piktoral o.ä. bereits stabilisiert sind.

Ich möchte (sprach-)analytisch und exemplarisch reflektieren, wie das Medium ein neues Sprachzeichen generiert, wie ein neuer ›Ausdruck‹ in das Lexikon des Mediums übernommen wird. Dabei werde ich aufzuzeigen versuchen, wie diskursives Wissen zu bildlichem Wissen wird, wie ein visueller ›Sprechakt‹ entsteht – und darauf aufbauend einen Versuch wagen, hieraus einen Ansatz zur Definition des Evidenten abzuleiten. Dabei wird das Modell der Diskursanalyse einen wesentliches Werkzeug sein – maßgeblich die Arbeiten Jürgen Links (2001a; 2001b) zur Kollektivsymbolanalyse. Diese Betonung des bildlichen Wissens verweist aber natürlich auch auf Überlegungen, wie sie aktuell unter dem Titel VISUAL CULTURE formuliert werden. Visuelle Kultur ließe sich vielleicht unter der These subsumieren, dass die ›Welt als Text‹ ersetzt würde durch die ›Welt als Bild‹ (Mirzoeff 1998, 5). Diese angedeutete paradigmatische Verschiebung resultiert (auch) aus der Wahrnehmung, dass Bilder ihre ›Eindeutigkeit‹ verlieren (sofern sie diese je hatten), ihr überkommenes ikonisches Programm sprengen, ebenso, wie sie nicht mehr monomedial generiert werden, sondern als Cluster den gesamten Wissensbestand einer Kultur durchdringen und artikulieren. Im engeren Sinne kann eine Beschäftigung mit einem Bilderphänomen im Kontext seiner kulturellen Disposition auch als eine Reaktion auf den propagierten PICTORIAL TURN verstanden werden. William Mitchell (1995) folgend, sollte hier aber versucht werden, die Rhetorik von der ›Macht der Bilder‹ zugunsten der Frage nach einem ›Verlangen der Bilder‹ zu verabschieden (vgl. hierzu auch Morsch 1999). Wenn ich mich dieser Betrachtung anschließe, geht es mir jedoch nicht um eine poetische Hermeneutik einer neu verstandenen Bildlichkeit, sondern vielmehr um eine soziale und politisch-ideologische Rückkopplung des Bildbegriffes in einen technischen und kommonsensualen Sinnstiftungsprozess. Somit steht nicht die (simple) Ersetzung des Wortes durch das Bild im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses, sondern vielmehr die dezidierte Frage nach dem Wissen der Bilder und die medialen und kulturellen Verschiebungen, die dieses Wissen bedingen.◂3

Zugespitzt formuliert geht es um die Frage, wie technische Bilder als ein ›Sprechen‹ umfasst werden können, indem Bildcodes und -zeichen sich aus übergreifenden Wissensbeständen in die Bildoszillation materialisieren, und wie sie internalisiert werden, wie sie sich als voraussetzungslos decodierbar verschleiern und sich dennoch als intersubjektiv lesbar erweisen, und – am wichtigsten für meine Argumentation – wie sie rückgekoppelt sind in den intersubjektiven und ideologischen Diskurs. Es geht mir darum zu zeigen, dass das technische

Bild beispielsweise des Fernsehens ein symbolisches System ist, eine ›Sprache‹, die von ihrem Rezipienten als intuitiv verständlich angenommen wird, obwohl sie hochgradig aus dem ideologischen System des Diskurses und des Dispositivs heraus geprägt wird. Ebenso geht es mir darum zu zeigen, dass bestimmte visuelle Figuren oder Rhetoriken in einer Art der Einübung, des Spracherwerbs als eine Form von ›Sprechakten‹ in unsere visuelle Wahrnehmung treten. Dabei sind es diese Sprachfiguren, die wir durch ihre Wiederholung, also ihre Iteration erlernen, aber gerade auf der Basis des visuellen ›Spracherwerbs‹ als intuitiv und subjektiv angeeignet, erlernt betrachten, obwohl sie meistenteils aus dem Diskurs der Sprache kommend hochgradig ideologisiert sind.◂4 Dies ist meines Erachtens die Operation des Evident-Werdens, also der intuitiven Wahrheitsstiftung am Bildzeichen. Oder anders formuliert könnte man auch sagen: Wir naturalisieren Ideologie, wenn wir fernsehen. Dieses theoretische Raster möchte ich im Folgenden an das Material herantragen.

Virale Symptomatik

»Language is a virus from outer space.«
William S. Burroughs

Viren ›infiltrieren‹ den Diskurs, Viren ›infizieren‹ das technische Bildmedium Fernsehen. Es gilt zunächst, die ›Symptomlage‹ zu beschreiben, um zu einer Analyse der Gestalt- oder Sprachwerdung des Virus zu gelangen. Vordergründig könnte man annehmen, dass die aktuellen öffentlichen Verhandlungen einerseits unter dem Fokus einer medizinisch-moralischen Beschäftigung mit AIDS als diskursiver Masse stehen, ebenso wie die breite Auseinandersetzung mit der Genetik oder dem ›Mikroskopischen‹ per se einen breiten Raum im öffentlichen Denken einnimmt. Aber ich möchte darlegen, wie sehr dieser Diskurs von tiefer liegenden und teilweise auch historisch herausgebildeten Symboliken, Metaphern und Konnotationen durchzogen ist. Um zu erkennen, dass das Virale mit seiner infektiösen Seite nicht nur ein aktuelles, sondern immer auch ein historisches System darstellt, sei hier nur auf die Arbeiten beispielsweise Michel Foucaults zur Lepra (1995) oder Ludwig Flecks (1980) Studie zur Syphilis als Konstitutive von medizinischer und gesellschaftlicher Selbstnormalisierung verweisen.

Bei einer weiteren Umfassung des Feldes des Viralen wird aber auch deutlich, dass die ›Symptomatik‹ den gesamten Diskurs-›Körper‹ durchzieht. Das Virus in seiner infiltrierenden, ›heimtückisch‹ dezentralen und anonymen Konturierung manifestiert und materialisiert sich in den verschiedensten Feldern: in der Narrativisierung auf fiktionaler und dokumentarischer Ebene von tödli-

chen Viren, Bakterien und Sporen wie Ebola, der Pest oder dem Marburgvirus, in der Politisierung des Sexualitätsdispositivs im Hinblick auf AIDS, im Menetekel der massenhaft zirkulierenden Computerviren wie ILoveYou, Sirius, Odin, Sobig/F. u.v.m, aber auch beispielsweise in der jüngsten Welle der Herstellung und Bewerbung »antibakterieller« Reinigungsmittel oder als Konsequenz der modernen Sprachkrise (beispielsweise in der Romanvariation dieses Gedankens durch Neal Stephensons »Snowchrash« (Penguin 1993)).

Als These könnte also (unter Verwendung einer Formulierung, nicht aber der Fokussierung Jean Baudrillards (1991, 81)) angesichts der ›Symptomlage‹ formuliert werden: Der Auftritt des Viralen ist ein diskursives Ereignis, in dem ein Objekt auftaucht, das sich von der Ökonomie über Politik und Pathologie bis zur Informatik und Biologie durchzieht, aber eben nicht aus diesen Bereichen stammt. Das Virale kann verstanden werden als eine Bündelung von Ereignissen, Handlungen, Sprechakten und kollektiven Symboliken. Die Konstruktion des Anderen beruht dabei auf dem Rückschluss des Kochschen Postulats: ›Wo Krankheit – da Erreger‹.◂**5** Was ist nun aber das Spezifische des Viralen? Und vor allem natürlich im Anschluss an die theoretische Setzung zu Beginn: Wie artikuliert sich dieses Virale visuell, wie wird es verhandelt, wie wird es zur Handlung? Vorausgeschickt sei aber auch hier, dass es mir darum geht aufzuzeigen, dass sich das Virale als Diskurs maßgeblich durch drei Fokussierungen darstellen lässt:

These 1: Das Virale wird als systemisches Konstrukt eines ›Feindes‹, eines ›Anderen‹ erkennbar. Subversion und Destabilisierung findet in einem (übersättigten) System nach der Infiltration nun von Innen statt; der herkömmliche ›Angriff‹ von Außen ist damit ersetzt.

These 2: Der Angriff auf das System aus dem System selbst heraus kann auch als ›reinigende‹ beziehungsweise kompensative Form der Emergenz des Systems verstanden werden. Destabilisierung und Restabilisierung bilden die Dialektik des Viralen.

These 3: Das Virale ist beschreibbar als ein Entsprechungssystem. Der Mikroebene steht eine Entsprechungsebene des Makroskopischen gegenüber.

Verallgemeinernd könnte also davon gesprochen werden, dass das Virale nicht nur eine symbolische Funktion erfüllt, sondern an einer Art diskursiv hervorgebrachten Körper der Gesellschaft andockt. Dieser ›Kollektivleib‹ ist die Idee des Zusammenhangskonstrukts einer Gesellschaft disparater Identitäten: »Dieser Kollektivleib konstituiert sich durch das dichte Netz von Kommunikationsfäden, die sich durch eine Gemeinschaft ziehen und eine Art von geistigem Konsens herstellen« (von Braun 1996, 135).◂**6**

Abb.3: Fahndungsfotos mutmaßlicher Attentäter auf das WTC.

Milzbrand

Das Virale wirkt (auch) in einem Gesamtzusammenhang der Herstellung und Produktion des Anderen in der konkreten Form symbolischer Politik. Am und mit dem Viralen konstruieren sich Feind-Bilder als systemstabilisierende Regulative. Meines Erachtens greifen aber auch andere Verhandlungsmuster in die Diskursformation ein, die ich zunächst an einem dezidierten Beispiel, nämlich der medialen Berichterstattung über die Milzbrand-Attacken in den USA bzw. die ›Trittbrettfahrer-Anschläge‹ in der BRD reflektieren möchte.
Im Umfeld der Terroranschläge vom 11. September wird die USA von einer Serie von Milzbrand-Anschlägen erschüttert, die durch die ›unsichtbare Perfidität‹◂**7** ihrer Wirkung eine Entsprechung zur symbolischen Wirkung des zusammenbrechenden World Trade Center setzen. Nicht der sichtbare und punktuelle Anschlag auf ein übergroßes Symbol wirkt hier, sondern vielmehr die schleichende und permanente Verängstigung durch die latente Möglichkeit der ›unsichtbaren, todbringenden und unaufhaltsamen Invasion des Mikroskopischen‹, eben des Viralen. Und so findet die Berichterstattung über die Anthrax-Anschläge zunächst in den narrativen und visuellen Mustern der Berichterstattung über den 11. September statt.◂**8** Eine erste Brücke zwischen beiden Bild-Ereignissen ist die Konstruktion des ›Schläfers‹. Der Schläfer ist zunächst der unerkannt bleibende Terrorist aus der Mitte der Gesellschaft. Er ist – um im gesellschaftlichen Gesamtfeld unsichtbar zu sein – die Verkörperung des Normalen, er markiert den Scheitelpunkt einer Gausschen Normalkurve. Er ist so normal, dass er sich nur durch die pünktliche Bezahlung von GEZ-Gebühren überhaupt auffällig macht.◂**9** Der Schläfer, der seine Anormalität also durch Hypernormalität tarnt, bildet innerhalb einer Bilderpolitik das Zentrum der Verängstigung. Dieser Schläfer hat aber interessanterweise zunächst kein Bild.◂**10** Er ist nicht zeigbar, nicht dämonisierbar, eigentlich nicht vorhanden. Er ist erst zeigbar, wenn er seine Tarnung fallen lässt und attackiert (vgl. Abb.1). Und erst in diesem Moment setzt eine retrospekte Pathologisierung des Nor-

malen ein. Susanne Regner (2004) schreibt über die Aneignungspolitiken des Portraits von Mohammed Atta (vgl. Abb.3):

»Die Suche nach den Gesichtern der Attentäter des 11. Septembers führte ein physiologisches Dilemma vor Augen: die Verbrecher sind nicht als solche zu erkennen (mal soll das breite Kinn erotisch sein, mal brutal), sie tauchen unter, sie maskieren sich, sie heben sich nicht von der Masse ab, so fieberhaft auch in diesen Tagen nach einem Profil gesucht wird« (dies., 215).

Der Schläfer ist ebenso unsichtbar wie das ebenfalls aus uns selbst kommende Virus, das Bazillus, die Spore. Schläfer und Virus sind Strategien der subversiven Unterwanderung und Aushöhlung des (liberalen Staats-) Körpers – und deswegen Feindbilder ohne Bild.

Im Kontext einer Kriegssituation ist die Herstellung eines klar konturierten Feindbildes im Sinne einer symbolischen Politik bekannt (vgl. bspw. Studiengruppe Interkom, 1993). Die Bedrohung durch einen äußeren Feind geht in einer solchen Politikform aber auch mit der Definition eines inneren Feindes einher. Der ›Agent‹, der ›Maulwurf‹, der ›Schläfer‹ etc. sind in diesem Sinne bekannte Variationen der Benennung eines inkludierten Feindes (bzw. -konstrukts), der einerseits im Sinne einer symbolischen Politik Restriktionen legitimiert, andererseits aber auch als Effekt der Disziplinierung und Selbstdisziplinierung funktional im Kontext einer Gesellschaft Entfaltung findet (vgl. Abb.4). Die Frage nach einer ›Inneren Sicherheit‹ wird somit innerhalb einer Kriegsrhetorik über die Herstellung von äußeren wie auch inneren Ängsten legitimiert. Für die Herstellung des inneren Feindes rücken Strukturen des Unsichtbaren ins Zentrum einer solchen Rhetorik. Die Figur des Schläfers, des feindlichen Agenten in unserer Mitte, des Verräters oder Undercoverterroristen etc. ist daher Träger einer solchen Politikform, die sich als Kombination aus einer Bezeichnungsrhetorik und einer Bildrhetorik benennen lässt. Ergänzt wird eine solche Argumentationslogik allerdings auch durch die Formen der Intransparenz. Das Unsichtbare per se wird zum Moment der Herstellung diffuser Ängste. Die Angst vor dem Mikroskopischen oder Viralen wird zum Legitimationsdiskurs einer auf Restriktion angelegten Sicherheitspolitik. Dass das Virale damit

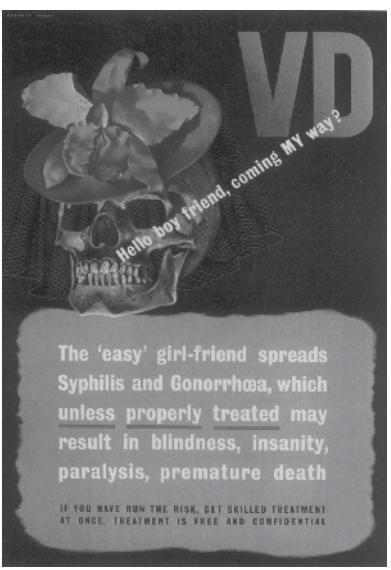
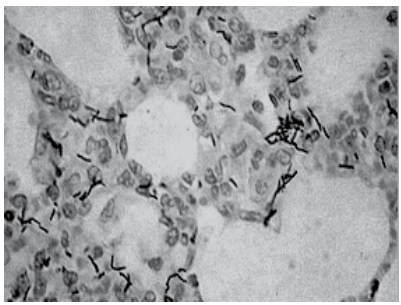


Abb.4: Britisches Homefront-Plakat von 1942.

parallel zur Feindbildkonstruktion des Schläfers, des dezentralen Netzes von Terroristen, der Unterwanderung und Aushöhlung des liberalen Staatskörpers etc. wird, scheint offensichtlich. Jedoch bedarf diese Analogisierung einer Vertiefung: nämlich der Frage nach dem Feind-Bild des Viralen, nach der Ikonografie des Viralen als Feindbild im Kontext von symbolischer Politik.

Feind-Bild-Konstruktion



Der Milzbrand-Bazillus soll zunächst als Beispiel für die aktuelle Ausprägung dieser Diskursformation herangezogen werden. Auffällig ist, dass dem Milzbranderreger wie auch dem terroristischen Schläfer in der medialen Berichterstattung zunächst kein durchgängiges, einheitliches Bild zugewiesen wird – nicht eindeutig im Sinne des Ikonischen, Visiotypen, Symbolischen, also im Sinne eines distinkten und iterierbaren Bildzeichens. Der Milzbrand-Bazillus tritt als Anomalie in das Bildercluster. Ein neues diskursives Objekt tritt in Zirkulation und bedarf einer visuellen Gestalt: Wie sieht Milzbrand aus? Zunächst inhomogen: Die in der frühen Phase der Medienberichterstattung gezeigten Bilder verweisen sehr diffus auf das Mikroskopische an sich – aber nicht auf ein dezidiertes, erkennbares Feind-Bild im Sinne eines Fahndungsplakats (vgl. Abb.5). Diese Bilderlinie aber verändert sich schnell. Es wurde in der Beobachtung rasch signifikant, dass der unsichtbare Gegner in der Berichterstattung bevorzugt gerade nicht über sein Abbild – ein nicht-identifizierbares technisch-medizinisches Bild –, sondern über seine ›Angriffsfunktion‹ bildargumentativ eingeführt wurde. Das Moment der Infiltration über

Abb.5a-c: Milzbrand-Mikroskopien: »Das photographische Bild eines Gegenstandes ist unter Umständen wichtiger als dieser selbst«.Robert Koch (1881), zit. nach Schlich (1997, 179).

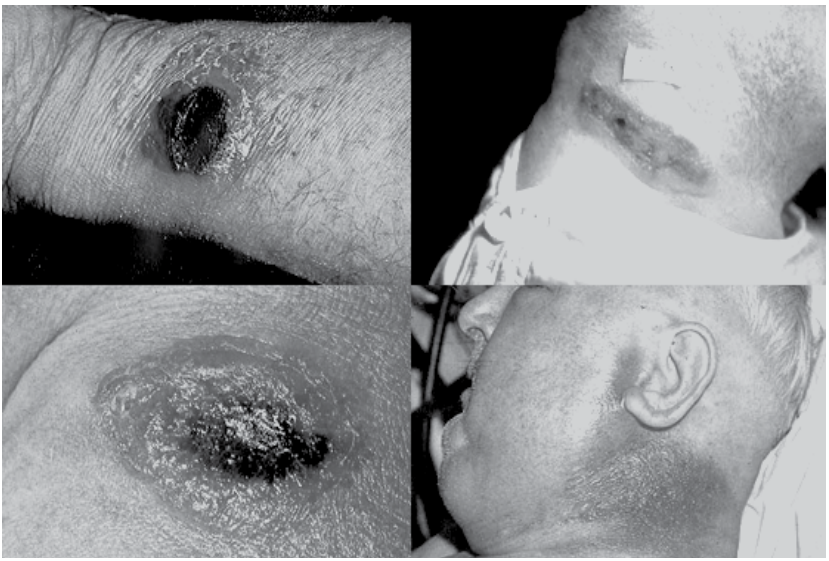


Abb.6 a-d: Visualisierungen des Hautangriffes.

die Lunge und vor allem über die Haut bzw. die Haut als Reaktionszone der Auseinandersetzung zwischen ›System Körper‹ und ›Infiltrator Milzbrand‹ rückt in den Mittelpunkt der Visualisierung der viralen Ikonografie (vgl. Abb.1 u. 6 a-d). In diesem Sinne wird Milzbrand visualisiert als ein Angriff auf die Integrität der Haut. Damit wird aber auch (medienpolitisch und diskursiv) eine dezidierte Verschärfung innerhalb der Feindbildkonstitution vorgenommen: Der ›Angriff von innen‹ durch das virale Netz fokussiert nun nicht mehr auf das System der zivilen Gesellschaft, sondern auf den Körper und das Subjekt, das ICH selbst. Die Haut aber ist (zumindest in einer auf Descartes rekurrierenden Verkürzung) die Grenze des Subjekts, die verletzbare Hülle des Selbst (Callois 1987). »Wenn der Körper Austragungsort gesellschaftlicher Diskurse und Machtverhältnisse, ein Kampfplatz ist, dann ist die Haut insbesondere und im wörtlichen Sinn ein solcher Schauplatz« (Pazzini 2001, 158). Der Blick in den Spiegel setzt die Haut mit dem Ich gleich; nur konsequent, wenn einer der traumatischen Tabubrüche des Horrorfilms der Blick unter die Haut ist, die Auflösung des Subjekts (vgl. Abb.7).

Milzbrand wird visualisiert als ein Angriff auf die Integrität von Körper und Körpergrenze (der Haut) – also des Selbst. Eine solche Feindbildpolitik zielt auf die Herstellung einer Strategie gegen den Körper des Einzelnen wie gegen den Kollektivleib. Gleichzeitig aber ist es auch eine stabilisierende Poli-

Abb.7: Die Auflösung des Hautsubjekts im Horrorfilm.

tik, die die Subjektgrenze inszeniert und instantiiert. Die Angst vor der Subjektauflösung wird nun – bildrhetorisch – kompensiert durch die Etablierung der Schutzverheißung der zweiten, künstlichen und hermetischen Haut: der Haut des Schutzanzuges (vgl. Abb.8). Der Schutz einer zweiten Haut verheißt Hoffnung gegen die permanente Angst der Auflösung der Subjektgrenze und der Aufweichung des Selbstkonzepts. Damit nimmt das Sprechen innerhalb des viralen Diskurses aber eine nicht-virale und nicht-rhizomatische, sondern eine oppositionelle, kausalistische Position ein. Um in der sprachlichen Metapher zu bleiben: Nicht die Impfung als Strategie gegen das Virale (also die Impfung des Körpers mit schwachen Erregern, um die Selbstheilungskraft zu aktivieren) wird bemüht, sondern das Bild der Abwehr, der Hautverdoppelung oder des Antibiotikaschocks – also Argumentationen des binären und formalen Aktion-Reaktion-Denkens.

An diesem Beispielfeld können nun erste Spekulationen über die visuelle Anomalie und deren Stabilisierung und Wiederholung verhandelt werden. Das Virale wird gesellschaftlich als systemimmanente Destabilisierung verhandelt, als Feindbild innerhalb der Gesellschaft. Das Modell des Infiltrators referiert im Diskurs des Viralen, radikal gedacht, auf die Destabilisierung des Subjekts. Somit argumentiert das nachrichtenkonnotierte Bild des Viralen als ein Angriff auf die Strukturen des Selbst. Ein Selbst, das im Kontext einer technoiden und ›entgrenzten‹ Gesellschaft gerade in Auseinandersetzung mit seiner Selbstdefinition steht, das – im Sinne Christina von Brauns – seinen Kollektivleib definiert. Nun ist es aber natürlich so, dass diese Figur der Infiltration und Auflösung des Subjekts durch den viralen Schläfer keineswegs neu gedacht oder neu politisiert ist. Schon der Rekurs auf die symbolische Politik der Feindbildkonstruktion hat dies deutlich gemacht. Darüber hinaus verhandeln wir hier nicht nur eine aktuell artikulierte Diskursformation, sondern – ganz im Gegenteil – sprechen auch über eine archäologisch herauskristallisierte Formation mit immer neuen Artikulationen und einer Dispositiv organisierten, ›darüberliegenden‹ Struktur.

Dispositive Spurensuche

Der Vorwegnahme des technischen Bildes folgt die Aushandlung des Faktischen. Der angegriffene und aufgelöste Subjektkörper erfährt seine Heilung nur in der Aufgabe, in der Übernahme einer binären Logik und letztlich in der Hingabe in einen Gemeinschaftskörper des technologischen Diskurses. Das Fernsehen oder die Fiktion sind dabei nur Orte, innerhalb derer die Komplexität der zu kompensierenden Bedrohungsordnung eine Verdichtung und verarbeitbare Reduktion erfährt.◂11 Und somit kann das fiktionale Bild auch nur ein Ort der Vorverhandlung des realen Bildes sein – ein Bild, an dem Strategien der Reaktion auf das eintretende apokalyptische Szenario ›erprobt‹ werden können. Entscheidender scheint aber, dass hier auch ein Ort der Vorverhandlung des Sprachbildes selbst benennbar ist. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass das Kino die Eskalationsreihung des atomar-biologisch-chemischen aufgenommen hat. So wie Independence Day (USA 1996, Roland Emmerich) zwischenzeitlich als eine solche Vorverhandlung der symbolischen Politik begriffen wird (und interessanterweise eben nicht ein Film wie Ausnahmezustand (The Siege, USA 1998, Edward Zwick)), so ist auch das Virale in einer solchen Weise vorverhandelt worden. Die historisch dynamische Variationsreihung reicht hierbei im speziellen Falle von Viren aus dem Weltall (The Andromeda Strain, USA 1971, Robert Wise) bis hin zu den Viren aus dem militärisch-industriellen Komplex (Outbreak, USA 1995, Wolfgang Petersen; The Crazies, USA 1973, Georg A. Romero).

Abb.8 a-c: Schutzanzüge.

Auch in dieser apokalyptischen Fiktion setzt sich also die Auseinandersetzung mit einer Technologiefalle fort. Ähnliche Vorverhandlungen finden statt. Im Sinne der Vorverhandlung wird hier der Schutzanzug zumindest etabliert, ebenso ist allen Filmen dabei die Idee der Rüstungsspirale gemein, die auf die binäre Logik verweist.◂12 Und es deutet sich hier eine weitere interessante Formulierung des Viralen vor allem im fiktionalen Sinne an: die des Zombies, eines ›Objekt‹ gewordenen Subjekts, dessen Haut in Fetzen hängt, weil er/es infiziert ist. Kein Wunder also, das mit 28 Days Later (GB 2002, Danny Boyle) das Genre des Zombiefilms dieser Tage fröhlich Urstände feiert.

Somit sind wir dem ›Sprechen‹ oder dem Artikulieren einen ersten Schritt näher gekommen. Ein abstrakter und dispositiv organisierter Diskurs, der vorhanden, also bereits artikuliert ist, aktualisiert sich zu einem bestimmten Moment und wird zur ›Bildsprache‹. Verschiedene Tropen, Sprechakte oder Bildzeichen werden vorgeschlagen und zur Disposition gestellt, aber im speziellen Falle artikuliert sich eine dezidierte Setzung, die in die Produktivität des Diskurses rückgekoppelt ist: der Schutzanzug. Aus der konkreten Bild-Anomalie wird eine iterierbare visuelle Gestalt. Das Doppelpaar von Hautangriff als Aktion und Schutzanzug als Reaktion ist dabei aber eben nicht als Artikulation nur eines singulären Ereignissystems zu verstehen, sondern vielmehr als Interaktion von differenten diskursiven Lagen, die dispositiv organisiert sind. Ist diese bildliche Symbolik erst ›gefunden‹, iteriert sie sich im bekannten Sinne und wird – im Beispiel – binnen Tagen zur Sprechfigur. Zu klären wäre nun aber, vor allem im Hinblick auf die postulierte These, ob und wie das etablierte und ar-

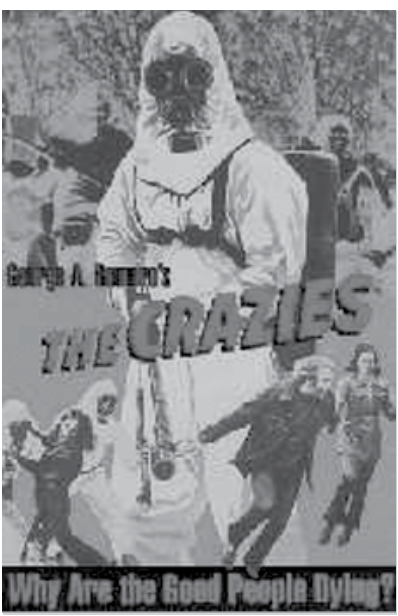


Abb.9a-b: Kinofantasien.

Abb.10: SARS-Mundschutz.

tikulierte Bild des Viralen sich weiter schreibt, ob und wie es sich konturiert beziehungsweise wie es seine Verfestigung variiert. Ziehen wir also zwei weitere virale Attacken heran: im (historischen) Schritt nach vorne die mediale Verhandlung der SARS-Epidemie und im Rückgriff die Thematisierung von AIDS.
Im Falle der epidemischen Hongkonggrippe SARS – deren epidemischer Charakter wohl eher durch ihre mediale als ihre medizinische Virulenz hergestellt wurde – treffen wir auf ähnliche Charakteristika. Im Sinne der Prägnanz soll die Fallanalyse hier dahingehend verkürzt werden, anhand einiger Bilderketten darzulegen, dass im Zusammenhang mit der SARS-Epidemie eine ähnliche visuelle Logik variiert wurde, wie sie schon im Zusammenhang mit den Milzbrand-Vorfällen etabliert wurde. Zunächst scheint die Bildpolitik hier analogisierbar zu Milzbrand. Auf den ersten Blick wird der grippale Infekt in einer ähnlichen ›Rüstungsspirale‹ als dualistische Aktions-Reaktions-Logik behandelt; der Schutzanzug scheint auch hier den Angriff auf das Subjekt zu kompensieren, ohne den Hautangriff selbst visualisieren zu müssen. Die Sprechfigur der zweiten Haut scheint soweit eingeübt und verständlich, dass im Voranschreiten der Visualisierung der Ganzkörperschutz durch den Mundschutz ersetzt werden kann – eine bildlogische Verkürzung insofern, als ja auch beim Milzbrand der Mund als Ort der semipermeablen Membran zwischen innen und außen und somit als Hauptschnittstelle erkannt und thematisiert wurde (vgl. Abb.10). Die sicherlich interessantere Frage im Zusammenhang mit SARS ist aber nicht die nach der Visualisierung der Reaktion, sondern tiefer gehend die nach dem Feindbild. Vor was schützt sich der maskierte Mensch? Welche Art der Subjektdestabilisierung wird hier als eine Angstpolitik etabliert? Denn im Bilderkanon im Zusammenhang mit SARS ist kein direktes Symptombild – wie eben der Hautangriff – im Milzbrandfall auffindbar. Thesenhaft sei daher der meines Erachtens eigentliche Feind dieser epidemischen und invasiven Angriffsformation benannt. Es ist – in der vollen Logik politisch inkorrekten Sprechens – ›der Chinese‹ an sich. SARS war in seiner gesamten Berichterstat-

»I foresee in the future a fight for life & death between the ›White‹ and the ›Yellow‹ for their sheer existence. The sooner therefore the Nations belonging to the ›White Race‹ understand this & join in common defense against the coming danger, the better.«
Handschriftl. Entwurf Kaiser Willhelm II. an Theodore Roosevelt vom 4.9.1905
(zit. nach: Mehnert 1995, S.9)

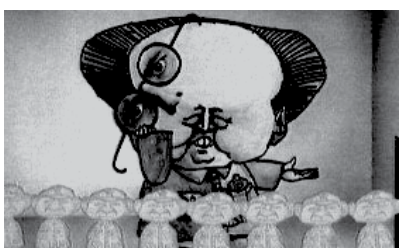


Abb.11 u. 12: Rote und Gelbe Fluten.
Abb.13: Wahlplakat der REP aus dem Bundestagswahlkampf 1991.

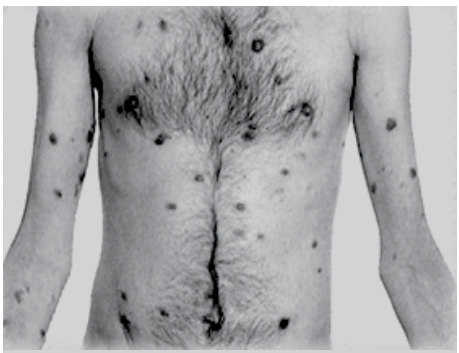
tung visuell und narrativ eingebunden in die Konnotation seiner Herkunft und Entstehung in Asien. SARS wurde im Gesamtbild seiner medialen Berichterstattung eben nicht verbunden mit dem terroristischen Infiltrieren, dem ›enemy within‹ sondern mit der Gefahr der ›Gelben Flut‹ oder der ›yellow peril‹, also der ›Übermannung‹ und ›Überrennung‹ der abendländischen Leitkultur durch eine anonyme Masse. Es handelt sich also um einen zutiefst rassistischen Diskurs der Etablierung nationaler und ideologischer Stereotypen. Das kollektive Symbol der anrollenden Flutwelle des Anderen ist hier ein vertrautes Bild: Es begegnet uns in Zeiten des deutschen Kaiserreichs als »Gelbe Gefahr«, zu Zeiten des Kalten Krieges in der Rhetorik der »roten« und »gelben Flut«, als propagandistisches Sprechsystem, dass die Gefahr der Massenhaftigkeit als Menetekel geopolitischer Natur skizziert (vgl. Abb. 12).◂**13** Polemisieren wir den vorgefundenen Sachstand: Im SARS-Beispiel ist es eine ›Masse‹, die durch die Enge ihres Beieinanderseins die »Übertragungsbrutöfen« des Epidemischen bildet und die durch ihre Anonymität und Austauschbarkeit auch die »Ausfälle in eigener Reihe« verkraftet. Es ist nicht zu übersehen, dass sich diese Art der (visuellen) Rhetorik in die Analysen Edward Saids (1981) zum Feld des ›Orientalismus‹ eingliedern lässt. In seiner Analyse aktueller Konturierungen der Repräsentationsstrategien überspitzt Said seine zutiefst humanistisch motivierte Analyse:

»Zusammen mit allen anderen verschiedentlich als rückständig, degeneriert, nichtzivilisiert und verspätet bezeichneten

Völkern wurden die Orientalen in einen Rahmen gesetzt, der aus biologischem Determinismus und moralischen-politischen Verweisen konstruiert wurde. Der Orientale wurde somit mit Elementen westlicher Gesellschaft verbunden (den Deliquenten, Irren, Frauen, Armen) und hat mit ihnen eine Identität gemeinsam, die man bestenfalls als bedauernswert fremd bezeichnen kann« (ders., S.232).

Die Nähe zum Foucaultschen Modell des Ausschlusses ist in Saids Analyse nicht zu übersehen und kann daher im Beispiel durch das Modell des ›Kranken‹ verstärkt und pointiert werden. Die kranke Masse ›wälzt‹ sich gegen Europa und entfaltet vor allem die Symptomatik der Entsubjektivierung. Es ist die rhetorische Logik von »Masse gegen Individuum«, und insofern gerät hier die visuell etablierte Sprechform zur Ambivalenz, wenn nämlich das Bild des Mundschutzes einerseits einsteht als Sprechen über den Schutz des Subjekts vor Infiltration und im gleichen Sinne aber auch als Angriffsmetapher die Entsubjektivierung des Angreifers visualisiert. Interessantester Punkt ist hier sicherlich, dass bei einer genaueren Überprüfung der Argumentationsweise eine erstaunliche Verschiebung innerhalb der Artikulation zu beobachten ist. Denn im SARS-Beispiel wälzt ja gerade nicht die politische Masse gegen das ›Bollwerk Europa‹, sondern die epidemische Masse im Sinne Rudolf Kochs (Briese 2003, 281ff). Und dieses Fluten speist sich weniger aus dem oben erwähnten Argumentieren einer Angstpolitik des Kalten Krieges, sondern aus dem Differenzbegriff der Migrationsrhetorik. Das Kollektivsymbol der Flut ist aktuell eines der symbolischen Systeme der Angst vor der »Überfremdung«, eng verwandt mit dem Symbolsystem des »vollen Bootes« (vgl. Thiele 1998; vgl. Abb.13). Und gerade die Logik der Überfremdungsparanoia ist hochgradig kompatibel zu dem skizzierten Diskurs des Viralen. Denn diese Paranoia thematisiert das massenhafte und entsubjektivierte Fremde als infiltrativ und systemdestabilisierend. ›Überfremdung‹ kann hier nur durch die virale Logik der »Purifikation der Säfte« im Galenschen Sinne (Duden 1998) verhindert werden. Wir sehen also hier, dass im zweiten Beispiel die erwähnte visuelle Sprechform nicht nur bereits etabliert und dynamisch reduziert ist, sondern sogar soweit etabliert scheint, dass sich weitere diskursive und dispositive Bedeutungsmasse am etablierten und eingeübten symbolischen System ablagern kann. Die visuelle Artikulation wird polysem. Ein weiteres Beispiel nur in Andeutung: AIDS.

»Schon ging die Todespost von Mund zu Munde,
Als Asien die Schreckliche gebar,
Mit Qual und ungeheurem Schmerz im Bunde
Stieg näher uns die drohendste Gefahr!
Doch wenn in trauernden Cypressenhainen
Schon, geistergleich, des Menschen Hoffnung [schleicht,
Da lässt der Herr uns Licht und Gnade scheinen!
Der Tod entflieht – und die Gefahr entweicht! –«
Carl Wilhelm Peschel,
Prolog zu
›Die sieben letzten Bürger Goldbergs
im Jahre 1553‹ (1832), S. XXIff.
(Zit. nach Briese (2003) Bd. IV, S.29)



Immunschwäche

Es ist kaum möglich, die Diskursivierungen und Visualisierungen des viralen Symptomes AIDS auf einen Nenner zu bringen: Zu genealogisch und archäologisch disparat stellen sich die Diskurse dar, und aus zu unterschiedlichen Dispositiven stützt sich dieses Wirken des Virus auf das Subjekt und seine Sexualität. Zu ›lange‹ und zu ›wechselhaft‹ ist die Geschichte von AIDS und in zu unterschiedliche politische, soziale, medizinische und genderspezifische Kontexte ist das Sprechen über AIDS eingebunden. Daher nur einige Schlagworte über ›frühe‹ und eher durchgängige diskursive Formationen von AIDS. Der Schutzanzug als binäre Abwehrlogik begegnet uns auch hier: wieder in reduzierter Form ähnlich der Mundmaske als Kondom und Latexhandschuh (vgl. Abb. 14). Die Visualisierung des Hautangriffes verdichtet sich (zumindest in den ersten Jahren der Berichterstattung) hier im Bild des Kaposi-Syndroms (vgl. Abb. 15). Der übernormalisierte Schläfer ist die unerkannt unter uns lebende Risikogruppe des ›sexuell Anderen‹. Diese Risikogruppe, die dem Anderen der Gesellschaft zugeschlagen wird, ist Verankerungspunkt einer Wahrnehmung, die das Virale eng an das Andere bindet, die zusammen als destabilisierende Kraft auf Normalität und Stabilität des Gesellschaftskörpers zu wirken scheint. Und somit begegnet uns auch hier die Logik der binären Abwehr: zum einen in Form des Schutzanzuges, zum anderen aber in der Handlung der Markierung und Isolierung des Individuums – also in der Herstellung einer Differenz.

Abb.14: Anzeigenmotiv des Bundesgesundheitsministeriums.

Abb.15: Kaposisyndrom.

Abb.16: AIDS-Aufklärungskampagne, Kenia 2002.

Mit der Idee des HIV-Tests als Selbstlektüre des eigenen Blutes kommt im Beispiel AIDS aber ein eigenes Moment der (De-)Stabilisierung des Subjektbegriffes hinzu.◂**14** Entsprechend steht im Kern der AIDS-Politik die Selbstdisziplinierung des Subjekts, einerseits durch den Bekenntniszwang. Andererseits aber etwa auch durch die Logik der Selbstdisziplinierung innerhalb des Sexualitätsdispositivs (vgl. Abb.16). Die Adressierung der Sexualität stellt somit eine Adressierung eines Subjektkonstitutiv erst her (Hahn/Jacob 1994). Bestimmend an der Diskursformation AIDS ist aber eine Linie, die aktuell ein neues Element in den viralen Diskurs einspielt. Interessanterweise wird innerhalb dieses ›Angriffs auf das Subjekt‹ nicht nur das virale Feindbild konstituiert, das die Subjektauflösung betreibt. Es geht auch darum, aus der Logik der Abwehr heraus eine Lesbarkeit des Subjekts herzustellen. Der Bekenntniszwang ist ein FRÜHES Muster dieser Logik, ein AKTUELLES Muster ist der Versuch, AIDS in den legitimatorischen Verhandlungskontext der Gentherapie einzureihen (Geene/Denzien 1996). Die Entzifferung und Lesbarmachung des Angreifers – des AIDS-Virus – und die gleichzeitige Entschlüsselung des menschlichen Gencodes durch u.a. das Human Genom Project führt zur ›Semantisierung‹ und damit auch Entsubjektivierung des ›Angegriffenen‹. Es wurde mehrfach aufgezeigt, dass über das ›Heilsversprechen‹ der Gentechnik nicht zuletzt auch eine Auflösung des Subjektbegriffes betrieben wird (vgl. Singer 1996).

»Das Immunsystem ist in erster Linie ein Objekt des 20. Jahrhunderts. Es stellt eine Kartierung dar, die Erkennung und Fehlererkennung von Selbst und Anderen in den Dialektiken der westlichen Biopolitik anleitet. Das heißt, dass das Immunsystem ein Plan für bedeutungsvolle Handlungen ist, mit denen in den entscheidenden Bereichen des Normalen und des Pathologischen die Grenzen dafür festgelegt und aufrecht erhalten werden, was als Selbst und was als Anderes gelten kann« (Haraway 1995, 162).

In einer radikalen Lesweise betreibt die Gentechnik die Determinierung und Informalisierung des Selbst. Das Subjekt wird über seinen genetischen Code lesbar und konsequenterweise (be)schreibbar gemacht.
Aber noch ein anderer Aspekt des Viralen wird hier offensichtlich – nämlich der Aspekt seiner ›pragmatischen Ineffektivität‹. Vordergründig betrachtet sollte doch (wenn wir die Sprachformen des Ökonomischen und hier vor allem des Biologischen ernst nehmen) ein ›effektiver‹ Virus so konzipiert sein, innerhalb kürzester Zeit den angegriffenen ›Wirtskörper‹ möglichst komplett ›übernommen‹ zu haben. Gerade am Beispiel von AIDS zeigt sich hier aber eine gewisse paradoxe Verstrickung in einem viralen Effektivitätsdenken: Würde das AIDS-Virus schnell, ›tayloristisch‹ und ökonomisch den befallenen Körper durchdringen und in seine reproduktive Phase eintreten, wäre seine Verbreitung längst

nicht so desaströs effektiv. In der perversen Logik dieses Denkens würde der Wirtskörper zu früh sterben, um eine Verbreitung des Virus zu ermöglichen. Die Wirkungsweise des Virus wird also vor allem erkennbar durch seine ›gebremste‹ Aktivität (vgl. Lem 2002b). Es konstruiert sich zweierlei: Zum einen wird die Figur des Schläfers erkennbar als eine Strategie der strategischen Effektivität. Zum anderen wird innerhalb eines solchen Denkens die Anthropomorphisierung des Virus deutlich.

Computerviren

Ein letztes Beispielfeld soll nun noch herangezogen werden, um die Thesenlage vor allem im Bezug auf die gerade dargestellte Form des ›Semantischen‹ zu stützen. Beim Reden über das Virale oder den Virusangriff drängt sich rein assoziativ ein anderes mediales Feld ins Bewusstsein: das Computervirus. Auch wenn dieses Beispielfeld nun in mehrfacher Weise die Kontexte des bisher Gesagten verlässt, ist es doch ein sinnvolles analytisches Objekt. Die Überschreitung findet sicherlich zunächst und vor allem durch den Wechsel des Mediensystems statt: vom – vorrangig – Fernsehen nun zum Computermedium, vom Rezipientenverhalten des programmorientierten Mediensystems nun zu einem technischen Implement, dessen Medialität selbst schon eine Problematik darstellt.◂**15** Das Feld des symbolischen Handelns an sich scheint gänzlich anders organisiert zu sein, die Sprachrückbindung läuft gänzlich wider zu den von Fernsehen oder Presse bekannten Formen. Eine zweite Verschiebung ist sicherlich auch dadurch gegeben, dass das Computervirus nicht das Subjekt angreift, sondern seine Maschinen. Dennoch: Die Auseinandersetzung scheint sinnvoll, da sich auch hier am Beispiel des Viralen einiges erkennen lässt. Was also ist ein Computervirus und – noch einmal – wie sieht es aus?
Dass wir eine solche Frage nach dem ›Aussehen‹ überhaupt stellen können, dass sie uns sinnvoll erscheint, liegt in der notorischen (sprachlichen) Anthropomorphisierung des Viralen speziell im Bezug auf den Computer begründet. Das Computervirus ist ein Programmcode binärer Logik, per se weit entfernt vom hybriden Biologismus des Viralen.◂**16** Dennoch hat sich die Analogisierung von biologisch-medizinischem Sprachbild und informatischem Sachstand als diskursiv effektiv erwiesen.◂**17** Die erste überraschende Antwort auf die Frage nach der Bildhaftigkeit ist aber auf alle Fälle die, dass das Computervirus überhaupt nicht ›aussieht‹ – es hat kein Bild. Innerhalb des Computers (der ja permanent als multimedial thematisiert wird◂**18** und daher natürlich eigentlich visuelle Artikulationen zu erzeugen oder zu zitieren in der Lage sein

sollte) existiert kein Bild des Virus. Aber auch im Rückgriff auf das ›Sprechen-über‹ werden wir nicht fündig: Auch die Berichterstattung über aktuelle Virenattacken oder ähnliches generiert bis dato meines Beobachtens nach kein iterierbares, eigenes Bild oder eine Metapher und nimmt auch nicht das bereits rekonstruierte formsprachliche Potential der Darstellung auf: keine Schutzanzüge, kein Hautangriff, keine gelbe Gefahr. Fragen wir uns also: Was ›tut‹ ein Computervirus? Der Common Sense sagt uns nur, dass er schadet. Den meisten Nutzern von vernetzten Computern ist die Funktionalität des Virus unklar, zu Eigen ist ihnen die fast panische Angst vor dem Virus. Die Möglichkeit viraler Attacken und virusindizierter Schäden wird (nicht zuletzt durch kräftiges Zutun einer Industrie der Anti-Virenprogramme) phantasmagoriert, vom kompletten Löschen der Festplatte, der Zerstörung der Hardware bis hin zur Veröffentlichung des Privaten. Eine Form des Virus ist in einer erweiterten Lesweise auch der sogenannte Hoax, also ein Mail, das als Virenwarnung auftritt, das um solidarisches Handeln wirbt, für politische, religiöse oder esoterische Belange eintritt und immer die Handlungsaufforderung (ganz im Sinne des papierenen Kettenbriefes) an den Empfänger enthält, es massenhaft weiter zu versenden. Die vorgebliche ›Schadensfunktion‹ des Hoax ist eben genau dieses massenhafte Weiterleiten, welches die Überlastung von Servern, Netzwerken und Aufmerksamkeiten nach sich zieht (Medosch 2001).◂**19** Da diese Angriffsfunktion sich vorrangig natürlich auf das Arbeitsgerät Computer bezieht, ist die Logik der Unterbindung dieser Weiterleitung natürlich auch eine Art von tayloristischer Disziplinierung, mit unseren Werkzeugen keinen ›Spaß zu haben‹. Disziplin wird also auch hier zur Selbstdisziplin internalisiert und naturalisiert. Hier deutet sich also die Formierung des Viralen in den Netzen und Computern an: Es muss unsichtbar bleiben, da es genau eine Gefahr des Unsichtbaren darstellen soll. Um in den thematisierten Diskurs zu verfallen, könnte also auch formuliert werden: »Viren ›holt‹ man sich nur beim ›Surfen‹ und ›Navigieren‹ in undurchsichtigen Regionen,◂**20** durch Mails ›von Unbekannten‹ – durch ein ›promiskuitives‹ Handeln also«. Und dies an ›Orten‹, an denen der arbeitende und produzierende Mensch nichts verloren hat. Und die Tabuisierung dieser Orte erfolgt folgerichtig in der diskursiven Logik der Warenökonomie in der Etablierung einer Angstpolitik vor dem Unbekannten. Zudem wird interessanterweise die Angstpolitik vor dem Virus auch zunehmend funktionalisiert zur Wahrung der Urheberrechte – angedeutet sei nur die Dis-

»Die Computergemeinschaft ist dankbar, dass der Prozess des unautorisierten Kopierens von Software, der in jüngster Zeit unglaubliche Maße angenommen hat, gestoppt wurde. Genau wie AIDS, dass das Safer-Sex- Phänomen hervorbrachte, ist das Computervirus dabei, ein Phänomen des ausschließlich anständigen Gebrauchs von Software hervorzubringen« Reuven Ben-Zivi: The Virus Reached Haifa in: »Ma´ariv« (zit. nach Mühlbauer 2001, 83).

kreditierung von OPEN SOURCE-Programmen oder Tauschbörsen wie Kazaa und Napster als ›virenlastige‹ Strukturen. Signifikant dabei auch die symbolische Politik, die inkriminierten Tauschbewegungen mit der bereits beschriebenen Restriktion und Selbstdisziplinierung des Sexualdispositives zu kombinieren (s. Textkasten S.75).

Dass das Computervirus ein hochgradig ökonomisches Manifest ist, wird auch an anderen – hier nur beliebig angeführten – Beispielen deutlich:

• Einen hohen ›Innovationsschub‹ erfuhr die Virusprogrammierung maßgeblich durch die Arbeit bulgarischer Programmierer in den 80er Jahren, die hauptsächlich damit befasst waren, westliche Softwareprodukte zu analysieren und nachzubauen und dabei selbstverständlich die vorhandenen Infunktionalitäten aufzuspüren und zu beheben – und die dieses Wissen um ›Lücken‹ benutzten, um in ihrer Freizeit die ersten ›epidemischen‹ Viren zu bauen.◂21

»The Bulgarian Dark Avenger writes Viruses. Much like Hannibal Lecter, he is clever – and cunningly dangerous. In a unique interview, Sarah Gordon – much like Clarice Starling – explores the cold logic of a criminal brain«

Einleitungstext zur Veröffentlichung des Mail-Interview von SARAH GORDON mit dem DARK AVENGER in: Virus News International, 1/1993

• Die kollektive Paranoia vor Viren wird nicht zuletzt auch durch die Hersteller von Antivirenprogrammen im Sinn der Nachfragestabilisierung genutzt (und geschürt) (Rötzer 2003).

• Kollektive Ängste über das Versagen unserer Werkzeuge manifestieren sich mehr als offensichtlich im Falle des ›apokalyptischen‹ Milleniums-Bugs als einem typischen Schläfer-Konstrukt. Eine öffentliche Diskussion um das mögliche Zusammenbrechen weltweiter Kommunikation und Steuerung fokussierte hier am symbolischen Datum des Jahrhundertwechsels das kollektive Versagen von Programmcodes tief im ›Inneren‹ der standardisierten und ›palimpsetartig‹ überschriebenen Quellcodes der Betriebssysteme (Lynch 1998).

• Als sonderbarste Beispiel mag hier die von der Softwareindustrie finanzierte Sozialarbeiterin Sara Gordon dienen, die beauftragt war und ist, Hacker in die gesellschaftliche Kommunikation zu integrieren und zu ›resozialisieren‹ – eine Strategie der Psychotechnik und der Arbeitswissenschaft zur Gewährleistung und Sicherstellung der Produktionsabläufe.◂22

Mit all diesen Schlagwörtern und Probebohrungen aber wird die Funktionalität des viralen Diskurses im Systemfeld Computer vage konturierbar. Hier ist das Virus eine Funktionalität des Systems selbst. Das Vorhandensein des Virus selbst sichert die arbeitsökonomische Stabilität. Es handelt sich also um eine klassische Feindbildkonstruktion der symbolischen Politik. Über die Erwerbsökonomie hinaus greift das Virus aber hier an einem defizitären Subjektkonstitutivum an, welches wir gerade mit dem ›Denkwerkzeug‹ Compu-

ter zu überwinden geglaubt hatten: an das der Sprache. Der Fokus in meiner Betrachtung des viralen Diskurses im Bezug auf den Computer ist aber dieser: Das Virus greift den Rechner erst an, wenn er vernetzt ist, also in dem Moment, in dem er (wenn überhaupt) zum Medium wird, ›kommunikativ‹ wird. Wenn das Virus also erst durch die Kommunikation im Netz funktional werden kann, ist der Punkt des Auftauchens des Virus der der Netzhaftigkeit. Und die Struktur des Netzes ist die signifikante Metapher für die Logik des postfordistischen Warenwirtschaftssystems im Zeitalter global agierender und argumentierender Politiken.◂**23** Dass sich die einstmalige ›Freiheitsfantasie‹ des Internets zu einem solchen Ort der Auseinandersetzung mit regulierenden Diskursen der Ökonomie und der (nationalstaatlichen) Politik verwandelt hat, scheint zwischenzeitlich offensichtlich – zu diskutieren bliebe lediglich, wie die Formen dieser Regulierung anzunehmen seien (vgl. Maresch/Werber 2001, 12).

»Deshalb gibt es auch im Netz kein ›Gouvernance without Gouvernments‹, wie von vielen Politologen behauptet, sondern eher ›Gouvernments in the shadow of Self-Gouvernance‹. Der Staat ist Initiator von Selbstregulierungsinstitutionen, die nach neoliberalem Gusto besser regieren als der Staat« (Ahlert 2001, 147).

Zusätzlich verstärkt das Virus die Logik der Adressierbarkeit, also der Platzierung des Subjekts innerhalb des Netzes: Denn das wellenartige Auftauchen bestimmter Viren evoziert immer auch die Frage nach dem Ursprung ihres Auftretens – also klassisch epidemologisch gefragt: Wann war der Infektionszeitpunkt, welchen Weg nimmt das Virus, wohin kopiert es sich von welchem Ort aus (vgl. Abb.17).◂**24** Adressierung meint aber auch, den Autoren und das Opfer des Virus zu bezeichnen und ihm ein Profil zu geben.◂**25** Das Computervirus wird – über seine medizinisch-kriminalistische Kartierung – erkennbar zum Objekt der Herstellung von Ordnungssystemen: »Entgegen allen Mythen von der angeblichen Anarchie im Internet stehen somit Fragen nach Systematik, Hierarchie und Architektur auf dem Spiel. Ja, mehr noch: Adressen sind außerhalb einer Ordnung gar nicht denkbar« (Schabacher 2001, 20).

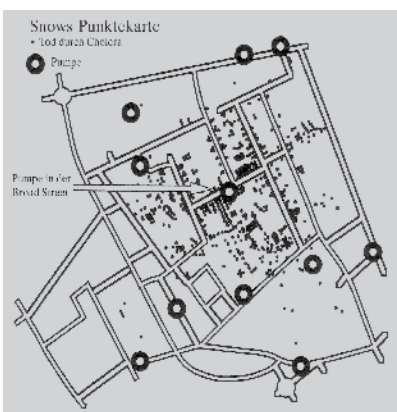


Abb.17 Rekonstruktion der Cholera Karte von John Snow (1854). Durch Eintragung der Erkrankungsfälle in ein räumliches Raster konnte mit dieser Karte der Epidemieherd ermittelt werden: eine kontaminierte öffentliche Wasserpumpe.

Infektiöses Schreiben

Nach der Sprachkrise, dem Chandosbrief und dem erweiterten Textbegriff ist die lineare Sprache mehrfach für bankrott erklärt worden. In den Worten beispielsweise Derridas: »Was es heute zu denken gilt, kann in Form der Zeile oder des Buches nicht niedergeschrieben werden« (Derrida 1983, 155). Als »Wunschkonstellation« (Winkler 1998) scheint der Rechner Ausweg zu bieten: einerseits netzhaft und rhizomatisch, andererseits als Bildmedium und Multimediawerkzeug jenseits von Schrift und Sprache. Dennoch behaupten die Bilder des Computers zunächst gerade durch die Aufgabe der Referenz in der Simulation eine ›bessere‹ Bezüglichkeit zur Welt. Die Arbitrarität der Sprache wird umgangen durch den Rückgriff auf das technische Bild, die Schwierigkeit der Konventionalisierung des technischen Bildes wird umgangen durch die Aufgabe des Referenzversprechens und der Etablierung einer neuen Ikonizität. Das (Computer-) Virus stellt einen Angriff auf die Information selbst dar. Und die Information des Rechners ist die Sprache – und eben nicht das Bild. Das Bild oder das ›Multimediale‹ ist erkennbar nur eine Wunschkonstellation, die an den Rechner herangetragen wird, ein Versuch, die Sprachkrise zu überwinden.

»Und mehr noch: man wird sich fragen müssen, ob und inwiefern es überhaupt Bilder sind, mit denen es die Rechner in der Bildverarbeitung zu tun haben. Was als ›Bild‹ auf dem Schirm erscheint, adressiert zunächst ausschließlich den Menschen; als ein Resultat von Operationen, die dem Bildcharakter weitgehend äußerlich sind, nimmt das Dargestellte nur auf dem Schirm überhaupt eine zweidimensionale Form an; die Programme bleiben stehen und warten auf die ästhetische Beurteilung und den Eingriff des Bedieners. Der Bildcharakter selbst, so könnte man sagen, ist den Rechnern vollständig unzugänglich« (Winkler 1998, 219).

Grundsätzlich aber algorithmisiert, prozessiert und iteriert der Computer Sprache, und eben diese Sprache wird durch das Computervirus angegriffen, perfiderweise natürlich am Ort der Erwerbsökonomie.
Hier wird der virale Angriff auch signifikant verständlich: Da der Schaden des tatsächlichen Computervirus ja die Vernichtung des Textes ist – also die infektiöse und epidemisch wachsende Neu-Prozessierung des Programmtextes und eben keineswegs die Neugestaltung der Multimedialität des Rechners –, ist der Diskurs des Computervirus als eine Angst vor der Offenlegung der Sprachhaftigkeit des Rechners erkennbar. Und wenn das ›reale‹ Computervirus die Netze angreift und überlastet, führt er im Diskurs auf die überwunden geglaubte Linearität der Sprache zurück. Indem das Virale die Haut attackiert, attackiert es das Subjekt. Wenn das Computervirus letztlich ein Angriff auf die Sprache ist, greift es auch das Subjekt an, da Sprache Subjektkonstitutivum ist. Und da-

mit wird auch erahnbar, dass das Virale gerade an diesem Punkt der Auseinandersetzung von Sprache und Bild, von Arbitrarität und Ikonizität eben kein Bild seiner selbst erzeugen kann: Das Computervirus ist ›infektiöses Schreiben‹ und hat daher kein Bild – maximal bedient er sich der Anlehnung an anderswo artikulierten Virendiskursen. Das Virale bedient sich dabei des ›Wortschatzes‹ des Epidemologischen und Biologischen nicht im Sinne einer Metapher, sondern im Sinne der diskursiven Ankoppelung.◂**26**

Zusammenführung

Die obigen Ausführungen konnten verdeutlichen, wie sich der Diskurs des Viralen konstruiert und konsolidiert und in welchem hochgradig variablen Maße er bildmächtig ›übersetzbar‹ ist. Die Fallbeispiele konnten auch die einführenden Thesen belegen und nachvollziehbar machen: Das Virale als Feindbildkonstruktion eines unsichtbaren Angriffs von innen adressiert immer das Subjekt selbst, destabilisiert und unterwandert das homogen angenommene Subjekt. Die Bedeutung des Viralen in der aktuellen Gesellschaft ist die einer systemimmanenten Effektivität, des ›Angriffs‹ von innen und nicht von außen; ist die der destruktiven und wildwuchernden, selbstreplikativen Inversion. Die Haut, die Oberfläche des Systems ist sein Verhandlungsort und die Logik des Diskurses gebietet eine binäre Abwehrlogik von Aktion-Reaktion. Der Herausforderung der dezentralen innersystemischen Destabilisierung steht dabei aber ein Abwehrbild des polaren Angriff-Abwehr-Denkens gegenüber. Das Virale wird somit erkennbar eine diskursive Konstruktion, die an vielen Stellen ökonomisch wirksam wird, stabilisierende Ideologien aufruft, binäre Denkmuster des Differenzbegriffes stabilisiert und das Subjekt in Strukturen der Selbstdisziplinierung überführt.

Noch einmal thesenartig der Verlauf der bisherigen Argumentation: Ausgangspunkt war die Frage, wie das Bild zur Augenscheinlichkeit, zur Evidenz gelangt. Das technische Bild wird durch die Koppelung an sprachliche Konnotationen in einen Diskurs eingebunden, erlernt und durch diese verschleierte Ideologisierung als intuitiv decodierbar und subjektorientiert naturalisierbar überformt. Die Wiederholung oder Iteration ist das Strukturprinzip dieser Einübung bildsprachlichen Kommunizierens. Am Nullpunkt jeder Iteration steht ein ›Erstauftauchen‹ eines symbolischen Komplexes, eine Anomalie im stereotypen Argumentieren des technischen Bildes. Diese Anomalie aber – so die weitere These – ist kein genuin bildliches oder visuelles Erstverwerten, sondern referiert auf hochgradig diskursive und dispositive Strukturen gesellschaftlicher Bedeu-

tungskonstruktion. An dem von mir postulierten Diskurs des Viralen habe ich aufzuzeigen versucht, wie ein sprachlich und symbolisch bereits artikulierter Diskurs bildfähig wird, sich sozusagen sein spezifisches Vokabular schafft, sich immer weiter variiert und mäandriert.

Worum es mir also mit meinem analytischen Exkurs ging, war, eine Idee vorzustellen, wie sich Medien visuell artikulieren und welcher Sprachen sie sich bedienen; d.h. zu zeigen, wie das Medium seine visuelle symbolische Form findet. Und zudem aufzuzeigen, wie sich das Medium dabei einem vorformulierten System von gesellschaftlichem und ideologischem Wissen bedient – nicht zuletzt, da ›das Medium‹ natürlich Teil der Gesellschaft und des Diskurses ist und in diesem Fall keine bedeutungsproduktive oder hierarchische Sonderstellung bezieht. Interessant hierbei ist sicherlich die Feststellung, dass es in diesem Prozess der Artikulation keineswegs darum geht, bestimmte rhetorische Stereotypen zu arrangieren und zu rearrangieren, also aus einer Geste oder Denkfigur der Reduktion heraus ein symbolisches System zu etablieren, welches variationsarm und unnuanciert artikuliert. Im Moment der Anomalie, des Auftauchens und Verfestigens des Zeichensystems findet vielmehr eine hochgradig variable und dynamische Verfestigung der diskursiv-dynamischen Masse statt – das visuelle Sprechen des Mediums ist hier ein Akt der Verdichtung. Und entscheidend: Dieses Verdichten erfolgt auf der Basis eines kollektiven Bildkanons, der vorgibt, intuitiv und subjektiv dekodierbar zu sein, der aber qua seiner diskursiven Herkunft und Beeinflussung eben genau intersubjektiv und ideologisch eingebunden ist. Am Beispiel wurde gezeigt, wie sich an unterschiedlichen viralen ›Objekten‹, immer wieder gleiche Ideologeme, Zuschreibungen und Bedeutungskomplexe anlagen, die es möglich machen, von DEM Viralen als einem per se zu sprechen. Und somit wird die Anomalie der subjektiven Wahrnehmungsebene zur No(r)malie des Intersubjektiven: Es gibt nichts ›Neues‹ im Sprechen, nur ein vorgeblich Neues, ein Vorartikuliertes. Das Bild des Virus weiß mehr als sein Betrachter.

1► Wobei gerade am Beispiel des viralen ›Anderen‹ genau nicht von einem bipolaren Differenzmodell ausgegangen werden sollte. Im Gegenteil: Es wird zu zeigen sein, dass das Virale vorrangig als transgressiver Diskurs konzeptualisiert werden muss. Konkret wird das beispielsweise erkennbar an der speziellen Effektivität innerhalb der ›Angstpolitik‹ des Virus innerhalb des Überspringens von Artengrenzen (wie im Beispiel von AIDS, der Prionen oder der Vogelgrippe erkennbar (vgl. Zahn 2002, 104ff)).

2► Zum Stereotypbegriff als Ordnungsfunktion des technischen Bildes vgl. bspw. Jörg Schweinitz (1993) Kittler (1985), Winkler (1992b), etc.

3► Mitchell selbst weist auf diese Präzisierung des pictorial turns im Sinne einer Problematisierung und nicht im Sinne eines konstatierten Paradigmenwechsels hin (vgl. Mitchell 2000, 207f). Als Präzisierung des Gedankens schlägt er eine Argumentation vor, die sich (abgrenzend) auf Walter Benjamins Kunstwerk-Gedanken bezieht. In Abgrenzung zu Benjamin postuliert Mitchell ein Zeitalter der »biokybernetischen Reproduzierbarkeit« (ebd., 211), in dem nicht Bilder, sondern lebende Organismen technisch reproduziert werden. Daher ist es das ›Lebendige‹, der Hyperrealismus und die Totalsimulation, die als Interaktant in das Wirkverhältnis von Wissen, Ökonomie, Dispositiv und Bild eintreten (vgl. dazu auch W.J.T. Mitchells fulminantes Projekt der exemplarischen Analyse des ›Bildes‹ vom Dinosaurier als einer solchen biokybernetischen Reproduktion (Mitchell 1998)).

4► In einer Auseinadersetzung mit dem Anrufungsbegriff Althussers geht Judith Bulter (1998) der Frage nach der Interdependenz von Sprache und sprechendem Subjekt im Sprechakt nach. Hierbei versöhnt sie die Positionen Austins und Althussers (verkürzt darstellbar als die jeweilige Frage, ob das sprechende Subjekt dem Sprechakt vorausgeht (Austin) oder der Sprechakt das Subjekt konstituiert (Althusser)) dahingehend, Sprechakt und Subjekt als sich gegenseitig unabdingbar konstituierend, sich quasi permanent oszillierend jeweils hervorzubringen. »In diesem Falle stellt das Subjekt weder einen souveränen Handlungsträger dar, noch einen bloßen Effekt, dessen Handlungsmacht sich in reine Komplizenschaft mit den vorgängigen Verfahren der Macht erschöpft« (ebd., 43).

5► Vgl. Schlich (1997, 166). Interessanterweise liegt in der durch Koch etablierten und variierten Bakteriologie und Epidemiologie nicht nur ein deutliches Konzept des militärischen Denkens verborgen, sondern auch dezidiert das des ›Schläfers‹ (vgl. Briese 2003, 298ff).

6► Christina von Braun definiert den Kollektivleib als ein historisch variables und ›epistemisch‹ variiertes Konstrukt. Sie definiert den aktuellen Bestand des (westlichen) Kollektivleibes herausgebildet aus dem christlichen Glaubenskörper (Spiritualität und Leiblichkeit) über den nationalen Volkskörper (»Reinheit des Blutes«) hin zum »medialen Kollektivleib« (dies. 1996, 135). Im Verlauf meiner Argumentation wird erkennbar werden, dass alle drei Körperkonzepte ihre Spuren in der Konturierung des Austragungsorts der ›Infiltration‹ hinterlassen.

7► Die Kombination der Deskriptionen »unsichtbar« und »perfide« im Zusammenhang mit den Anschlägen des 11. Septembers hat eine gewisse – zugegebenermaßen eher subjektiv wahrgenommene – Häufung angenommen. Vgl. exemplarisch bspw. Marie Elisabeth

Müller (2001) Die Propaganda des Bildes. Zur Dynamik von Sichtbaren und verborgenen Ereignisketten. Was der Begriff des Erhabenen in Bezug auf Terror erhellen kann. In: Freitag: Die Ost-West-Wochenzeitung Nr.44, 26.10.2001.

8► Eine interessante andere Ebene der Fortsetzung der Berichterstattungsmuster weist Klaus Theweleit (2002) in seiner Analyse der Berichterstattung über den 11. September nach (»Vom Immunisierungsbild zum Infektionsbild«). Unter der Prämisse, dass die Deutungsfolie der (medienöffentlichen) Sprechweise über die Bilder des 11. Septembers eine Verhandlung der Frage der verlorenen/wiedergewonnenen/fiktional vorformulierten Realität seien, charakterisiert Theweleit an einer Stelle das Medienbildsystem als eines von vielen denkbaren Realitätskonstitutiven im Sinne einer ›Subjektabschottung‹. In dieses ›Immunisierungsbild‹ greift das Bild der einstürzenden Zwillingstürme ein und destabilisiert die für konsistent gehaltenen Realitätskonzepte. Hier entwickelt Theweleit nun eine Rhetorik wie auch eine Analyse des Viralen im Bild: »Dies also wäre eine Art Eingangsthese: wir sind infiziert mit einer Art verändertem Bild – vermutlich ein schon länger laufender Prozess. Er wurde nicht generiert im Live-TV-Einschlag des zweiten Jets in die Türme; aber durch ihn und den folgenden Einsturz wurde die Veränderung sinnfällig. In der Anthrax-Bakterie, die wie aus dem Nichts im Öffentlichen auftauchte, und zwar genau gezielt: nämlich auf Medienleute – unsere Virenverwalter – materialisierte sich auch die Vergiftung durch den Einschlag in unseren Köpfen. Sie wird nicht vorbei sein, wenn der Milzbrand-Spuk wieder verschwunden sein wird; u.a. daran werden wir es erkennen können« (ders., 79; Herv. i. O.).

9► »Was hätte es genutzt, die Hamburger Studenten, die zu Massenmördern wurden, auf Videobänder zu fixieren, ihre Fingerabdrücke zu nehmen oder ihre Daten durch eine Rasterfahndung zu jagen? Nichts. Schläfer fallen höchstens durch Unauffälligkeit auf. Mohamed Atta soll – obwohl Student – sogar seine GEZ-Gebühren bezahlt haben« Quelle: www.boris-palmer.de/Dokumente/Politik%20in%20Tuebingen/Abgeordnetenspalten/Spalte%2001-10.pdf (zuletzt eingesehen am 14.4.2004).

10► Interessanterweise ist das gewählte bildsprachliche Motiv der Berichterstattung, über die aus Hamburg-Harburg stammenden Mittäter, das einer geschlossenen Tür. Erst innerhalb der Nachberichterstattung, aus einer gewissen Distanz heraus, finden sich übergreifende Visualisierungsstrategien. Beliebt ist hierbei besonders, das ›Unzeigbare‹ durch die Bildästhetik modernen Überwachungstechnologien zu kompensieren. Ein signifikantes Beispiel bietet hier die Fernsehdokumentation JAGD AUF SCHLÄFER – USA (GB 2004, Martin Wilson), die Überwachungskameras, Infrarotsichtgeräte, Satellitenbilder und Stimmaufzeichungskurven benutzt, um über die erfolgreiche Jagd auf sechs potentielle Schläfer in dem amerikanischen Einwandererstädtchen Lakawanna zu berichten – und sich

dabei sehr deutlich dem Bildprogramm von ENEMY OF THE STAATE (USA 1998, Tony Scott) bedient.

11► Vgl. zu dieser mehrfach artikulierten These beispielsweise: Seesslen / Metz (2002). Interessant jedoch auch die bereits erwähnte Auseinandersetzung Theweleits (2002) mit diesem Modell der ›Realitätsstiftung‹ (vgl. auch Endnote 8).

12► Vgl. dazu die originelle kulturtheoretische Argumentation Stanislaw Lems (2002a), die der diesem Text zugrundeliegende Idee der binären Abwehrlogik maßgeblich beleuchtet. Am Beispiel der Nukleartechnologie kann Lem ein der technologsichen Gesellschaft zugrundeliegendes Muster der binären Logik der Rüstungsspirale aufzeigen: »Es ist das sozial-existenzielle Resultat einer breiten Anwendung derartiger technogener Operationen, das in der Entstehungsphase unbemerkt, gesellschaftlich schlecht oder überhaupt nicht vorhersehbar, in der Phase zunehmender Anwendung dann unumkehrbar ist, wobei sich die erhofften Vorteile seiner Verbreitung in eine ein- oder mehrdimensionale Katastrophe verkehren, die immer offensichtlicher wird und von eben jenen mächtigen Entscheidungsträgern immer schwieriger zu stoppen ist, denen wir seine proliferativen Ausmaße und seine überwältigende Schädlichkeit ›verdanken‹« (ebd., 135).

13► Wobei sich die Rhetorik der »Gelben Gefahr« zunächst als geopolitische Rhetorik etabliert, die im deutsch-amerikanischen Verhältnis vor dem ersten Weltkrieg ihre erste Formulierung erfährt; vgl. Mehnert (1995).

14► »Solange ich nicht weiß, ob ich infiziert bin, erhalte ich meine Identität, wie ich sie bislang kenne. Es empfiehlt sich also, das Risiko des Tests nicht einzugehen. Aber andererseits kann ich mir dieser Identität nur sicher sein, wenn ich riskiere, sie durch den Test zu verlieren. Deshalb wäre es ratsam, sich ihm zu unterziehen« (Hahn 1994, S. 609.)

15► Zu den unterschiedlichen Positionen der Medialität des Computer vergleiche exemplarisch: Bolz / Kittler / Tholen (1994); Winkler (2003).

16► Viren besetzen (rein biologisch) eine ambivalente Schnittstelle zwischen den Zuschreibungen von belebt und unbelebt bzw. zwischen Tier und Natur (vgl. dazu auch das von Eva Hohenberger in diesem Band vorgeschlagene Differenzmodell; vgl. auch Lem 2002b, 109). Gerade aber diese Positionierung als Übergangszone ist vielleicht auch eine Erklärung für die Effektivität der Metapher oder des Diskurses des Viralen.

17► Bereits die erste Arbeit zu den informatischen Schadensprogrammen greift die Anaolgie des Viralen auf. Die 1983 von Fred Cohn verfasste Arbeit zum Thema der Computer›viren‹

(mehrere Jahre vor dem ersten Auftauchen tatsächlich effektiver Virenprogramme verfasst) definiert diesen Biologismus aufgrund der Funktionalität und prognostizierten Epidemik der Schadensprogramme (vgl. Rötzer 2003). Dies mag als ein tatsächlicher Nullpunkt (oder vielleicht auch als nichtvisuelle Anomalie) verstanden werden und zieht bis dato eine effiziente Spur im Diskurssystem (vgl. bspw. Borchard-Tuch 1997).

18► »Aller Augenschein spricht also dafür, dass die digitalen Medien auf die Linie des Visuellen eingeschwenkt sind« (Winkler 1998, 186f). Um nun aber nicht den falschen Eindruck über Winklers Argumentation entstehen zu lassen und gleichzeitig die für die hier vertretene Argumentation wichtige Analyse Winklers darzustellen, sei diesem einführenden Zitat Winklers also direkt seine Schlussfolgerung zur Frage der Bildhaftigkeit der Maschinen nachgeschoben: »Der Bildcharakter selbst, so könnte man sagen, ist den Rechnern vollständig unzugänglich«. (ebd., 219).

19► Ein weiterer aufschlussreicher (mäandrierender) Diskurs lässt sich speziell am Hoax andeuten: nämlich die Darstellung des Virus als eine Form des selbstrepetitiven Wissens. Eine mögliche Beschreibungsform des Hoax als Kettenbrief ist es, ihn im Sinne Richard Dawkins (1996) als evolutionstheoretisches Konstrukt des Mems zu begreifen (vgl. Medosch 2001). Bei Dawkins steht die Theorie der Memetik als Konzept der subjektunabhängigen Vererbung von Wissen also Analogon zum ›egoistischen‹ Gen, welches in Dawkins Lesweise das Subjekt lediglich als Wirtskörper zur eigenen Fortbestandssicherung benutzt. »Beispiele für Meme sind Melodien, Gedanken, Schlagworte, Kleidermoden, die Art, Töpfe zu machen oder Bögen zu bauen. So wie Gene sich im Genpool vermehren, indem sie sich mit Hilfe von Spermien oder Eizellen von Körper zu Körper fortbewegen, verbreiten sich Meme im Mempool, indem sie von Gehirn zu Gehirn überspringen, vermittelt durch einen Prozess, den man im weitesten Sinne als Imitation bezeichnen kann« (Dawkins 1996, 309). Im Nachwort zur deutschen Ausgabe weist Dawkins selbst auf die Kompatibilität des Computervirus und des Mems hin. Meme sind innerhalb des Informationsdenkens also nicht unabsichtliche Kopierfehler, sondern gezielt programmierte Infektionen (ebd., 525ff). »Worauf ich bei diesem Vergleich von rebellierender menschlicher DNA mit einfallenden parasitären Viren hinaus will, ist, dass zwischen beiden kein wirklich bedeutender Unterschied besteht. Ja, es ist in der Tat gut möglich, dass Viren als Ansammlung von ausgebrochenen Genen entstanden sind« (ebd., 390).

20► Zur nautischen Metapher in der Rhetorik des Computers vgl. Schröter (1999).

21► S. bspw. »Interview with Vesselin Bontchev« Quelle: http://vx.netlux.org/lib/static/vdat/ivbontch.html [letzter Abruf 18.07.2003].

22► Vgl. dazu die Homepage von S. Gordon: http://www.badguys.org/ (l.Abruf 24.11.2003).

23► Nur konsequent also, wenn bereits die Gefahr der Handy-Viren am Horizont lauert. Zum Begriff des Netzes als Metapher vgl. Link (2001); Goldmann (2000).

24► Diese Zielfahndung nach dem »Zero Patient« schreibt sich auch in die frühen Verhandlungen über AIDS massiv mit ein – ein kanadischer Stuart? Meerkatzen-Affen?

25► Hier sei auf eine von Sara Gordon erarbeitete soziologische Fallstudie zur ›psycho-sozialen Zielfahndung ‹ auf Virenprogrammierer verwiesen: www.research.ibm.com/antivirus/SciPapers/Gordon/GenericVirusWriter.html (letzter Abruf 3.5.2003).

26► Eine solche Metaphorisierung im Kreislauf macht es in der Tat möglich, dass das biologische Analogon, bereits in ein Wertsystem eingebettet, an die Stelle des Argumentes über gesellschaftliche Belange tritt und dadurch eine starke unterschwellige Wirksamkeit erlangt. Auf dieser Unterschlagung der expliziten Argumentation beruht der ideologische Effekt solcher diskursiver Vorgehensweisen. Man spricht von Biologie und trifft dabei eine politische oder soziale Wahl. Diese Wirkung ist mehr als nur diskursiv, wenn sie uns von einer Angst oder von unangenehmen gesellschaftlichen Tatsachen befreien soll« (Moser 1992, 23).

Literatur:

Ahlert, Christian (2001) The Party is Over. Vom sich selbst regierenden Internet zu globalen Wahlen für den Cyberspace. Ein paar Wahrheiten über das Netz. In: Rudolf Maresch / Florian Rötzer (2001). Frankfurt/M.: Suhrkamp, S.138-154.

Arnheim, Rudolf (1978 [1954]) Kunst und Sehen. Eine Psychologie des schöpferischen Auges. Berlin / New York: DeGruyter [Neufassung].

Baudrillard, Jean (1991) Viralität und Virulenz. Im Gespräch im Florian Rötzer. In: Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Hrsg. v. Florian Rötzer. Frankfurt /M.: Suhrkamp, S.81-92.

Baudry, Jean-Louis (1994) Das Dispositiv: Metapsychologische Betrachtungen des Realitätseindrucks. In: Psyche - Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Hrsg. v. Margarete Mitscherlich. 48, 11, S. 1047-1074.

Butler, Judith (1998): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin: BerlinVerlag.
Bolz, Norbert / Kittler, Friedrich A. / Tholen, Christoph (Hrsg.)(1994) Computer als Medium. München: Fink.
Borchard-Tuch, Claudia (1997) Computersysteme – Ebenbilder der Natur? Ein Vergleich der Informationsverarbeitung. Braunschweig / Wiesbaden: Vieweg.
Braun, Christina von (1996) Frauenkörper und medialer Leib. In: Inszenierte Imaginationen. Beiträge zu einer historischen Anthropologie der Medien. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk / Hans Ulrich Reck. Wien /New York:Springer, S. 125-146.
Briese, Olaf (2003) Angst in den Zeiten der Cholera. Berlin: Akademie. Hier: Band I: Über kulturelle Ursprünge des Bakteriums und Band IV: Das schlechte Gedicht. Strategien literarischer Immunisierung.
Caillois, Roger (1987) Mimicry and Legendary Psychasthenia. In: October Nr. 31, Winter, S. 16-32.
Comolli, Jean-Louis (1986) Technique and Ideology: Camera, Perspective, Depth of Field (Part 3 and 4). In: Narrative, Apparatus, Ideology. Hrsg. v. Phillip Rosen. New York: Uni. Press, S.421-443.
Dawkins, Richard (1996 [1976]) Das egoistische Gen. Reinbeck b. Hamburg: Rowohlt.
Derrida, Jacques (1983 [1967]) Gramatologie. Frankfurt/M : Suhrkamp.
Duden, Barbara (1998) Kapitel aus der Säftelehre. In: du - die Zeitschrift der Kultur H.4, April 1998, S.45-47
Duden, Barbara (1994) Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. München: dtv.
Fleck, Ludwik (1980 [1935]) Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung hrsg. v. Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt/M: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1995 [1961]) Wahnsinn und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1994 [1976]) Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Geene, Raimund / Denzien, Christian (1996) AIDS-Politik und AIDS-Kritik. In: geld.beat.synthetik – copyshop II. Hrsg. v. BüroBert / MinimalClub / Susanne Schultz. Berlin/Amsterdam: ID, S.164-180.
Goldmann, Stefan (2000) Das Netz im Prozess der Zivilisation. In: Wissen - Verarbeiten, Speichern, Weitergeben: Von der Gelehrtenrepublik zur Wissensgesellschaft, Katalog zur Ausstellung 7 Hügel - Bilder und Zeichen des 21.

Jahrhunderts. Hrsg. v. Gereon Sievernich / Hendrik Budde. Berlin: Henschel, S.46-51.
Goodman, Nelson (1990) Weisen der Welterzeugung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Hahn, Alois (1994) Paradoxien in der Kommunikation über Aids. In: Paradoxien, Dissonanzen und Zusammenbrüche – Situationen offener Epistemologien. Hrsg. v. H.U. Gumbrecht / K.L. Pfeiffer. Frankfurt/M. : Suhrkamp, S.606-618.
Hahn, Alois / Jacob, Rüdiger (1994) Der Körper als soziales Bedeutungssystem. In: Der Mensch - das Medium der Gesellschaft?. Hrsg. v. Peter Fuchs / Andreas Göbel. Frankfurt/M. : Suhrkamp, S.146-188.
Haraway, Donna (1995) Die Biopolitik postmoderner Körper. Konstitutionen des Selbst im Diskurs des Immunsystems. In: Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen – Donna Haraway. Hrsg. v. Carmen Hammer / Immanuela Stiess. Frankfurt/M. / New York: Campus, S.160-199.
Kittler, Friedrich (1985) Aufschreibesysteme 1800- 1900. München: Fink.
Langer, Susanne K. (1967 [1937]) An introduction to symbolic logic. New York: Dover.
Lem, Stanislav (2002a) Die Technologiefalle. In: ders. Die Technologiefalle. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S.135-144.
Lem, Stanislav (2002b) Maschinen-, Tier- und Menschenviren. In: ders. Die Technologiefalle, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S.107-114.
Link, Jürgen (2001a) Aspekte der Normalisierung von Subjekten. Kollektivsymbolik, Kurvenlandschaften, Infografik. In: Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften. Hrsg. v. Ute Gerhard / ders. / Ernst Schulte-Holtey. Heidelberg: Synchron, S.77-92.
Link, Jürgen. (2001b) Texte, Netze, Fluten, Charaktere, Rhizome. Noch sieht die Kollektivsymbolik für das 21. Jahrhundert ziemlich alt aus. In: kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie Nr. 41/42, S.8-16.
Lynch, Aaron (1998) Die Millennium-Epidemie. Teleopolis (www.heise.de/tp), 20.10.1998.
Maresch, Rudolf / Werber, **Niels** (1999): Vorwort. In: Kommunikation, Medien, Macht. Hrsg. v. dies. Frankfurt/M.:Suhrkamp, S.7-18
Maresch, Rudolf / Rötzer, Florian (2001) Cyberhypes. In: Cyberhypes. Möglichkeiten und Grenzen des Internets. Hrsg. v. dies. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S.7-26.
Medosch, Armin (2001) Einen Hoax will er sich machen. In: Netzpiraten. Die Kultur des elektronischen Verbrechens. Hrsg v. ders. / Janko Röttgers. Hannover: Heise, S. 87-104.

Mehnert, Ute (1995) Deutschland, Amerika und die ›Gelbe Gefahr‹. Zur Karriere eines Schlagworts in der großen Politik, 1905-1917. Stuttgart: Steiner.
Metz, Christian (1972) Semiologie des Films. München: Fink.
Mirzoeff, Nicholas (1998) What is Visual Culture? In: The Visual Culture Reader. Hrsg. v. ders. London / New York: Routledge, S. 3-13.
Mitchell, W. J. Thomas (1995) Picture Theory. London / Chicago: Univ. Press.
Mitchell, W. J. Thomas (1998) The Last Dinosaur Book. The Life and Times of a Cultural Icon. London / Chicago: Univ.Press.
Mitchell, W. J. Thomas (2000) Das Kunstwerk im Zeitalter seiner biokybernetischen Reproduzierbarkeit. In: Weltwissen – Wissenswelt. Das globale Netz von Text und Bild. Hrsg. v. Christa Maar / Hans Ulrich Obrist / Ernst Pöppel. Köln: DuMont, S.205-213.
Morin, Edgar (1958) Der Mensch und das Kino. Stuttgart: Klett.
Morsch, Thomas (1999) Visuelle Kultur und Akademie. In: Medienwissenschaft: Rezensionen-Review Nr.3/99, S.266-277.
Moser, Walter (1992) Der Varela-Effekt der Biologie auf den gesellschaftlichen Körper. In: kulturrevolution – zeitschrift für angewandte diskurstheorie Nr.27 / 1992, S.18-26.
Mühlbauer, Peter (2001) Warum eigentlich Manila? In: Netzpiraten. Die Kultur des elektronischen Verbrechens. Hrsg. v. Armin Medosch / Janko Röttgers. Hannover: Heise, S. 73-86.
Pazzini, Karl-Josef (2001) Haut. Berührungssehnsucht und Juckreiz. In: Körperteile. eine kulturelle Anatomie. Hrsg. v. Claudia Benthien / Christoph Wulf. Reinbeck b. Hamburg: Rowohlt, S. 153-173.
Regener, Susanne (2004) Facial Politics – Bilder des Bösen nach dem 11. September. In: Das Gesicht ist eine starke Organisation. Hrsg. v. Petra Löffler / Leander Scholz, Reihe. Mediologie Bd. 10. Köln: DuMont, S.203-224
Rötzer, Florian (2003) Wettrüsten in der digitalen Lebenswelt. In: Teleopolis (www.heise.de/tp/), 12.11.03.
Schabacher, Gabriele (2001) Lokalisierbarkeit – Materialität – Technik. In: Die Adresse des Mediums. Hrsg. v. Stefan Andriopoulos / ders. / Eckhard Schuhmacher, Reihe Mediologie Bd. 2. Köln: DuMont, S.19-24.
Said, Edward (1982 [1978]) Orientalismus. Frankfurt/M.: Ullstein
Schlich, Thomas (1997) Die Repräsentation von Krankheitserregern. Wie Robert Koch Bakterien als Krankheitsursache dargestellt hat. In: Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur. Hrsg. v. Hans-Jörg Rheinberger / Michael Hagner / Bettina Wahrig-Schmidt. Berlin: Akademie, S.165-190.
Schröter, Jens (1999) Die Datenflut, das Surfen, der Datenozean. Die nautische Metaphorik um das Internet im Lichte der Populärkulturtheorie Fiskes. In: FFK 11 – Dokumentation des 11. Film- und Fernsehwissenschaftlichen Kollo-

quiums an der Christian-Albrecht-Universität Kiel Oktober 1998. Hrsg. v. Hans Krah / Eckhard Pabst / Wolfgang Struck. Hamburg: Kovac, S.234-253.
Schweinitz, Jörg (1993) Stereotype der populären Filmkultur. Aspekte zur theoretischen Fundierung. In: 3. Film- und Fernsehwissenschaftliches Kolloquium/ Marburg ,90. Hrsg. v. Jürgen Felix und Heinz B. Heller. Münster: MakS 1993, S. 7-12.
Seesslen, Georg / Metz, Markus (2002) Krieg der Bilder. Bilder des Krieges. Abhandlungen über die Katastrophe und die mediale Wirklichkeit. Berlin: Bittermann.
Singer, Linda (1996) Biopolitik im Zeitalter der sexuellen Epidemie. In: geld.beat.synthetik – copyshop II. Hrsg. v. BüroBert / MinimalClub / Susanne Schultz. Berlin/Amsterdam: ID, S.182-186.
Studiengruppe Interkom (1993) Tyrannen, Agressoren, Psychopathen. Deutsche Tageszeitungen und ihre Feindbilder. In: Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Hrsg. v. Martin Löffelholz. Opladen: WDV, S.109-126.
Theweleit, Klaus (2002) Der Knall. 11. September, das Verschwinden der Realität und ein Kriegsmodell. Frankfurt a. M. / Basel Stroemfeld/RoterStern.
Thiele, Matthias (1998) Massenmedien, Fluchtmassen und ihre Vehikel. Warum der Film LAMERICA das Fernsehen nicht ausbootet. In: kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie Nr. 37.
Winkler, Hartmut (1992a) Das Ende der Bilder? Das Leitmedium Fernsehen zeigt Zeichen der Ermüdung. In: Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990, Schriften der GFF 4. Hrsg. v. Knut Hickethier / Irmela Schneider. Berlin: Sigma, S. 228-235.
Winkler, Hartmut (1992b) Der filmische Raum und sein Zuschauer. ›Apparatus‹ – Semantik – Ideologie. Heidelberg: Winter.
Winkler, Hartmut (1998) Docuverse. Zur Medientheorie der Computer. München: Boer.
Winkler, Hartmut (2003) Medium Computer. Zehn populäre Thesen zum Thema und warum sie möglicherweise falsch sind. Vortrag in der Reihe: Understanding New Media, Heinz-Nixdorf-Forum Paderborn, 19.02.03. Veröff. auf: www.uni-paderborn.de/~winkler/ compmed2.html (letzter Abruf 24.11.2003).
Zahn, Ralph (2002) Von Io zu BSE. Sodom oder die Übersprungene Grenze. In: Mensch und Tier. Eine paradoxe Beziehung. Hrsg. v. Stiftung Deutsches Hygienemuseum. Ausstellungskatalog. Ostfildern: HatjeCantz, S.104-117.